Was Dir bestimmt [Fortsetzung]

Autor(en): **Markwalder, Marga**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635240

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

8. Fortsetzung

Annelies schleuderte die rosaseidene Steppdecke weg und eilte barfuss, in ihrem dünnen, wollenen Nachtkleid über die Treppen in das Zimmer, woraus ihr Mamas Stimme entgegenscholl.

Seline und Madeleine waren eben daran, unter Aufsicht Elenas den Teetisch für einen erwarteten Besuch zu decken. Alle drei blickten auf, als die Türe aufgerissen wurde und Annelies auf der Schwelle stand. Die Haare lockten sich wirr um den Kopf, das Gesicht war kreideweiss.

«Wo ist Lilian!» rief sie unbeherrscht, viel lauter, als es ihre Art war.

«Aber Annelies», beschwichtigte Mama und trat auf die Tochter zu. Madeleine aber schob sich ängstlich hinter den breiten Rücken Selinens und guckte ihr, dennoch neugierig, schlotternd über die Achseln.

«Ich will wissen, wo Lilian ist!»

Elena Amberg war unter ihrer Schminke gleichfalls erblasst. Energisch fasste sie die Tochter bei den Schultern und führte sie auf ihr Zimmer. Annelies liess es wortlos geschehen.

«Lass dir erklären ...»

«Da gibt es nichts zu erklären! Ich weiss schon, was diese kleine Operation zu bedeuten hat! Lilian wollte das Kindchen nicht, es war ihr im Wege, sie wollte wieder ledig sein ... Und das lasst ihr geschehen! Oh!» Sie drückte ihr Gesicht in das Kissen.

Elena Amberg war fassungslos. Sie vergass sogar abzuleugnen. Als sie sah, dass Seline und die Köchin Karoline unter der Türe erschienen, schloss sie sie hastig, die eine zum Teetisch, die andere zu den Toastbrötchen schickend. Mitleid und Schreck kämpften in ihr. Noch stärker aber waren die Angst und das bohrende Gewissen, die Furcht vor der Entdeckung. Gewiss, sie hatte Lilian nicht davon abgeraten, ja, sie war selbst mit ihr beim Arzte gewesen. Es war doch so natürlich, dass Lilian an diesem Kinde keine Freude haben konnte! An einem Kinde, das keinen Vater hatte! Nein, nein! Lilian war wieder ledig — Annelies hatte die treffende Bezeichnung für diesen Zustand gefunden — und das war gut so. Es wurde ihr nicht einmal bewusst, welch ein Verbrechen sie hatte geschehen lassen. Mein Gott, das geschah ja so oft! Beinahe gewaltsam riss sie Anneliesens Kopf in die Höhe:

«Hör, Annelies! Lilian hätte dieses Kind nie bekommen können, sie wäre daran zugrunde gegangen!»

«Das ist nicht wahr! Nie, niemals glaube ich euch das! — Was für ein niederträchtiger Schuft hat sich bestechen lassen von eurem Gelde ...»

«Nimm dich in acht, was du sagst!» Elena versuchte, der Tochter den Mund zuzuhalten; sie schrie gar zu laut. Wenn es die Dienstboten draussen hören würden! Seline stand bestimmt irgendwo auf der Lauer. Annelies entriss sich ihr und brach in einen hemmungslosen Weinkrampf aus. Sie weinte herzbrechend, so dass ihr ganzer Körper wie vom Sturmwinde geschüttelt wurde.

«Nun bin ich hysterisch geworden», sagte sie sich selbst und schämte sich dessen tief, aber sie konnte nicht anders; sie musste weinen, schreien ...

«Paul!» schrie sie voll Verzweiflung.

*

Der Familiensturm hatte sich also verzogen. Lilian war nach der Rückkehr aus der famosen Klinik ohne viel Aufhebens zur Erholung nach dem Süden gereist. Elena beschwichtigte ihr in mancher Beziehung schlechtes Gewissen und war gewillt, der jüngeren Tochter die «Mörder und Verbrecher» zu verzeihen und sie den Fiebern zugute zu halten. Annelies schnappte langsam wieder zurück. Ihre zitternden und erregten Nerven beruhigten sich. Trotzdem hatte Fritz mit seiner Bemerkung, es fehle ihr gar nichts mehr, schrecklich übertrieben; es fehlte ihr im Gegenteil sehr viel, es fehlte ihr alles und liess sich doch in einem einzigen Männernamen zusammenfassen. Ihr ertrotztes und erschrienes Alleinsein hatte ihr zwar nichts geschadet, war ihr aber auf die Dauer verleidet. Die Langeweile, die sie überfiel, brachte sie sogar auf eine durchaus löbliche Idee, liess einen Entschluss in ihr reifen, der, sage und schreibe, schon den dritten Tag anhielt, wie ein wetterfester Kapitän das Schifflein lenkte, ohne bisher von den meuternden Gedanken über Bord geworfen worden zu sein, nämlich: sie wollte die Grossmutter aufsuchen und sie um ihren Rat bitten. Sie war überzeugt, Grossmutter würde ihr gut raten, nämlich — zuraten. Allein sah sie sich ausserstande, einen Entscheid zu fassen. Oft vermeinte sie in schlaflosen Nachtstunden einen fiebernden, fernen Ruf zu hören: «Annelies! Kleine Frau, komm, komm doch! Ich brauche dich!» und dann nahm eine schmerzende Sehnsucht von ihrem ganzen Wesen Besitz, dann war sie fest entschlossen, Paul Germanns Frau zu werden, wie er es wünschte.

Noch etwas quälte sie: Kurz nachdem Dr. Farbecht unverrichteter Dinge gegangen war und sie sich wieder in ihr Zimmer gewagt, hatte Papa Einlass begehrt, war aber von Mama vor der Türe draussen abgewiesen worden. Hatte sie Angst, dass die Tochter etwas verraten würde, was der Vater nicht wissen durfte? Annelies hatte nur einen Bruchteil des Gespräches, das ziemlich heftig geführt worden war, vernommen, da sie ihrem Schluchzen, das sie immer noch geschüttelt, nicht hatte Herr werden können. Nur zuletzt, als Mama schon die Türe einen Spalt weit geöffnet, da hatte sie Papa erregt rufen hören: «Es muss einer schon von allen guten Geistern verlassen sein, wenn er mit Reichtum bestraft wird!» Auch Papa war also nicht glücklich? Ihr Herz hatte es immer geahnt, doch zum Bewusstsein war es ihr nicht gedrungen. Papa mit seinen ergrauten Haaren, seinem stillen, kühlen Gesichte, das manchmal so starr wie eine Maske wirkte, mit seinem schwarzen Anzuge und seinen Teppichen! Reichtum eine Strafe. Seltsam ...

«Sag, bist du zu mir gekommen, weil du angenommen hast, ich werde dir zuraten?» fragte Grossmutter Amberg. Das Mädchen war eines Tages zu ihr gegangen und hatte der alten Dame seinen Kummer ausgeschüttet.

«Ja.»

«Möchtest du denn zu ihm gehen? Traust du dir und deiner Liebe diese Kraft zu?»

«Das weiss ich eben nicht! Ich weiss nur, dass ich es so nicht mehr aushalte!!» Sie hob einmal kurz das verweinte Gesicht ...

Frau Amberg suchte fieberhaft nach einem Ausweg.

«Zuraten? Nein ... Nein, das kann ich nicht. Diesen Schritt musst du ganz allein und unbeeinflusst tun, Kind. Ich kenne dich zu wenig und Dr. Germann überhaupt nicht. Ich könnte dir eine Predigt halten vom Segen und vom Glücke der Arbeit. Doch nein... Wart mal, jetzt weiss ich etwas!» rief sie plötzlich erleichtert; in ihr Gesicht trat wieder die alte, zugriffige Lebhaftigkeit. Annelies drehte den Kopf auf ihrem Aermel zur Seite und blickte zur Grossmutter auf, fragend, sehnsüchtig.

«Dass mir das nicht schon längst in den Sinn gekommen ist! Das ist ja der einzige Ausweg: Du besuchst den Winter über eine Haushaltungsschule. Dabei lernst du erstens die Hausarbeiten kennen, siehst aber zweitens auch gleich, ob du der Pflicht, einen Haushalt zu führen, gewachsen seiest. Sagt sie dir nicht zu, ist diese Arbeit nicht imstande, dich die vielen Annehmlichkeiten, die das Leben einer jungen, verwöhnten Dame dir bietet, vergessen zu machen, dann bist du nicht gebunden, weder an die Haushaltungsschule noch an den Mann. — Hast du nie daran gedacht?»

Nein, das war Annelies allerdings nie in den Sinn gekommen ... Der Gedanke erschreckte sie und stiess sie im ersten Augenblicke ab. Dann aber wurde sie schnell inne, dass das in der Tat der einzig richtige Weg war.

«Ist es recht so?»

«Ich glaube auch, ja... Aber ...»

«Was?»

«Ich muss doch wissen, ob er wirklich noch wartet, ob er mich nicht längst vergessen ... Aber er hat ja gesagt, dass er warten werde!» fügte sie selbst hinzu, mit zuckenden Lippen.

«Natürlich wartet er. Schreib du ihm genau so, wie dir ums Herz ist, er wird dich schon verstehen und Geduld haben. Er wird selbst wissen, dass es kein leichter Entschluss ist, den zu fassen er von dir verlangt hat.»

Erfüllt von jäher Dankbarkeit verabschiedete sich Annelies und wandte sich beinahe frohgestimmt heimwärts. Sie ging sogar zu Fuss durch die dunkelnden Strassen, in Gedanken einen Brief nach dem andern ent-

Oberst Raabye muss sich mit einer kleinen Mietwohnung begnügen, bis er richtig zügeln kann. Die Berner Wohnungsnot nimmt auch auf Diplomaten keine Rücksicht

Dänemark schafft sich ein neues Heer

Besuch beim dänischen Militärattaché in Bern

Bis zum August 1943 wurde bei der Kavallerie in Dänemark noch die längst nicht mehr durchführbare Reiter-Attacke mit gezücktem Säbel geübt

Der Krieg ist aus, die Grossmächte schicken ihre Truppen nach und nach heim, aber das kleine Dänemark ist zu gleicher Zeit eifrig daran, Truppen neu auszubilden und auszurüsten. Wo liegt hier der Sinn? Wie geht das zu?

Wir haben den erst kürzlich nach Bern gekommenen dänischen Militär-Attaché, Herrn Oberst E. Raabye, aufgesucht und darüber befragt. Zum ersten Male sendet sein Land einen militärischen Beobachter nach der Schweiz, denn man sagt sich, dass in der Schweiz die Entwicklung der letzten Jahre in bezug auf Ausbildung und Bewaffnung eines kleinen Staates — Dänemark ist etwa gleich gross, wie unser Land — mit Vorteil studiert werden könne. Unsere Armee hat während des Krieges alle Neuerungen erprobt und aus den gewonnenen Erfahrungen lassen sich voraussichtlich wertvolle Schlüsse für den Neuaufbau der dänischen Armee ziehen.

Oberst Raabye empfängt uns in Zivil in seinem Berner Heim. Wir haben den Eindruck, mit dem Leiter eines technischen Betriebes zu sprechen, wäre nicht im Korridor der Uniform-Mantel, steckte nicht im Knopfloch das Zeichen mit dem Monogramm des Königs.

Auf unsere Frage, warum Dänemark jetzt, nach dem Kriege, eine Armee aufstellt, hören wir:

«Die Welle des Pazifismus, die 1919 durch die Welt ging, fand in unserem friedliebenden Land starken Widerhall. Man sagte sich, dass ein vollständig abgerüsteter Staat keinen Nachbar zum Angriff reizen könne. Die damalige Regierung hielt es für richtiger, die Militärausgaben so zu beschneiden, dass schliesslich von 33 000 jungen Männern im wehrpflichtigen Alter jährlich bloss 8000 ausgebildet wurden. Auch die Bewaffnung blieb im gleichen Sinne beschaffen, d. h. sie veraltete sehr rasch. Als der Krieg von 1939 ausbrach, wurden 2 schwache Divisionen aufgeboten, jedoch bald wieder entlassen. So konnte es geschehen, dass am 9. April 1940 ein kurzer Kampf an der Grenze genügte, um die wenigen Grenzwachen zu überwältigen und Deutschland konnte, praktisch ohne Schwertstreich, das Land besetzen.

Während der Besetzung war zunächst ein Truppenkontingent von 2200 Mann von den Deutschen zugestanden; es genügte gerade, um die Stäbe weiter bestehen zu lassen und die Tradition zu wahren. Einen militärischen Wert konnte dieses halbe Regiment natürlich nicht darstellen. Aber im August 1943 wurde auch diese kleine Schar interniert und entwaffnet. Zwar liess man die Leute wieder frei, aber das dänische Heer hatte vollständig zu bestehen aufgehört. Die meisten Offiziere und Soldaten «verschwanden». Viele gingen illegal nach Schweden, andere tauchten sonst unter. Ich selbst — erzählt Oberst Raabye schmunzelnd — wurde zuerst Luftschutz-Befehlshaber für Jütland und Fünen, aber bald kamen mir die Deutschen auf die Spur, und ich musste ebenfalls «unter die Erde». Das ging dank der Hilfe von einigen Aerzten grossartig. In einer Klinik suchte mich niemand, um so mehr, als es ein Frauenspital war.

Inzwischen wuchs die Widerstandsbewegung. Dänemark, das seit 80 Jahren keinen Feind mehr gesehen hatte, merkte, was es heisst, unter Besetzung zu leben. Es weiss heute, dass eine Landesverteidigung notwendig ist, um den Heimatboden von Eindringlingen freizuhalten. Die Spekulation, einen militärisch sozusagen leeren Raum zu schaffen, war falsch, denn gerade solch ein Vakuum zieht fremde Mächte an, sich dort festzusetzen. Das ist der Grund, warum mein Land jetzt, nach dem Kriege, ein neues Wehrwesen schaffen muss. Armee, Luftwaffe und Flotte müssen von Grund auf neu organisiert werden und wir haben dabei nicht geringe Schwierigkeiten, denn es fehlt an ausgebildeten Offizieren und Unteroffizieren. Auch die Bewaffnung muss von auswärts beschafft werden. Wir haben zuerst, weil dies am raschesten zur Hand war, schwedisches Material bekommen und jetzt erhalten wir für unsere Abteilungen englisches Kriegsgerät.

Wir können nur Schritt für Schritt vorgehen und gegenwärtig wird ungefähr eine Jahresklasse ausgebildet.

Eine feste Armeeorganisation? Wir konnten noch keine aufstellen. Es fragt sich auch, wie gross die militärischen Verpflichtungen sein werden, die Dänemark aus der Mitgliedschaft bei den Vereinigten Nationen erwachsen. Auch danach wird sich die neue Ordnung für Heer, Luftwaffe und Flotte richten müssen.»

Wir waren tatsächlich stolz, dass unsere kleine Schweizer Milizarmee bestimmt sein könnte, da oder dort als Beispiel zu dienen! Noch ein paar persönliche Fragen! Mit feierlichem Skaal! wie es in Dänemark üblich ist, erheben wir zuvor das gastfreundlich gefüllte Glas, mit der Stärkung, die uns Frau Oberst Raabye kredenzt hat. Wir vernehmen, dass Oberst Raabye schon einmal in der Schweiz war, um mit einer Fabrik über Lieferungen zu verhandeln, dass er deutsch und französisch spricht, besser deutsch — und lieber, aus begreiflichen Gründen, französisch. Ihm fällt es auf, wie wir beide Sprachen durcheinander mischen, wenn wir merci vielmal und adieu mitenand sagen. Er wäre kein echter Däne, hätte er nicht sehr viel Humor, und er bedauert, in Bern bisher noch nicht viel davon gesehen und gehört zu haben. Wir haben ihm zur Ehrenrettung der Schweiz die Basler Fastnacht empfohlen; sonst ist er aber über die Aufnahme in der Schweiz des Lobes voll und wir verabschieden uns, ihm für seinen Aufenthalt in Bern alles Gute wünschend: Til Lykke i Schweitz! F-S

werfend. Doch es gelang ihr nicht, die Sätze zusammenzubringen, die ihm ehrlich und unumwunden dargetan hätten, wie ihr zumute war, die nichts beschönigt und nichts versprochen hätten, das zu halten ihr nachher vielleicht schwer gefallen wäre. Das Schreiben lag ihr nicht, hatte ihr überhaupt nie gelegen, auch wenn Fritz manchmal ihre Hilfe holte, wenn er mit einem Aufsatz nicht vorwärtskam. Und überdies: vom Schreiben hatte sie nichts. Besser, viel besser war es, sie überzeugte sich selbst, ob er noch wartete, oder ob er eine andere geheiratet hatte. Er sollte sie lieb haben, sie küssen, sie trösten. Sie wollte ihn sehen. Das durfte Grossmutter Amberg nicht erfahren, sie würde dieses Vorgehen für höchst unschicklich halten! Schon lockte das Abenteuer wieder ...

III. TEIL

«Wald!» rief der Schaffner, sich durch die Wagen pirschend. Anneliesens Herz klopfte immer stärker. Noch einige Stationen und sie war in Tössmatten! Ihr Herz wusste dabei nicht, klopfte es vor Angst oder sehnsuchtsvoller Erregung. Sie fühlte sich so unsicher auf dieser Abenteuerfahrt! Wo waren denn ihre Selbstsicherheit, wo die Allüren der grossen Dame geblieben? In Rapperswil wäre sie beinahe in den falschen Zug gestiegen, beinahe über einen Koffer gestolpert, und ein liebenswürdiger Herr hatte ihr aus dem Schnellzuge nach Chur sogar ihre Handschuhe herauswerfen müssen. All das war ihr noch nie begegnet — und sie war doch schon so weit und so oft gereist!

«Tössmatten!»

Wie?! Hatte der Zug auf der vorhergehenden Station nicht angehalten?

Da stand sie nun mit ihrem Köfferchen auf dem Bahnhofe von Tössmatten und schaute vorerst zu, wie leere, rumpelnde Milchkannen ausgeladen wurden. Dann schnaufte das Züglein weiter. Sie kam sich vor wie ein kleines Kind, das zum erstenmal eine Bahnfahrt unternimmt und am fremden Bahnhofe weder von der Tante noch von dem Onkel in Empfang genommen wird.

Unterdessen schlüpfte Annelies gewohnheitsmässig in ihre engen Handschuhe, eine sehr damenhafte Gebärde, die ihr in ihrer Selbstverständlichkeit wieder etwas von der verlorenen Sicherheit zurückgab. Entschlossen nahm sie den Koffer auf und marschierte

(Fortsetzung auf Seite 10)

zielsicher nach links. Die paar ersten Häuser nahe dem Bahnhofe waren neuerer Bauart. sie sahen kleinstädtisch, geschäftsmässig und unfroh aus. Die Handlung der Gebrüder Weber stellte in ihren zwei Schaufenstern neben Herren- und Damenbekleidung auch Gartengeräte, Pfannen, Zwiebeln, Kartoffeln und Leibbinden aus. Vor dem Gebäude der Postverwaltung belud ein Pösteler sein gelb angestrichenes Wägelchen mit Paketen, zwei Rechen, einem Koffer und einem Paar Ski. Hinter der herausfordernd städtischen Glasfront eines «Tea Rooms» streckten Hunderte von Stühlen ihre Beine gegen die Decke, während auf der davorliegenden Terrasse zwei Frauenzimmer Tischtücher, Küchenwäsche und Herrenhosen zum Trocknen aufhängten. Dann aber wandelte sich das Bild rasch. Alte Bauernhäuser, oft zu zweien zusammengebaut, lagerten sich längs der ungepflästerten Strasse, durch kleine Blumengärten, in denen des Herbstes ganze Pracht noch glühte, von ihr getrennt. Miststöcke und Jauchegruben gab es auch; Annelies hatte es ja gewusst. Pferde, Kühe und Knechte würden nicht fehlen, blieben aber zu dieser frühen Nachmittagsstunde vorderhand unsichtbar. Eine graue Katze spielte mit einem verdorrten Tannzapfen, schupfte ihn mit der Pfote hierhin und dorthin, schoss ihm nach wie ein Eishockeyspieler dem Puck, bis er in einer randvollen Jauchegrube landete, worauf sie sich entschloss, unter Nachbars Hühnervolk Unruhe zu bringen. Ein paar kleine Kinder stritten sich um ein altes Schaukelpferd, das mitten auf der Strasse sein wackelndes Dasein fristete, und als ein junger Mann in Schwarz die Dorfstrasse einherkam, rannten sie ihm entgegen und streckten ihm ihre sandigen Händchen hin:

«Grüezi, Herr Pfaarer!»

Annelies tat, als ob sie all das mit Aufmerksamkeit in sich aufnehmen würde, grüsste den Geistlichen, der sie verstohlen musterte, freundlich, war aber aufs äusserste erregt. Wusste sie doch nicht, wann sie dem Geliebten wieder gegenüberstehen würde, ob im nächsten Augenblicke oder erst in einigen Stunden; denn sein Beruf führte ihn jederzeit überallhin. Aus jener Türe dort konnte er treten, hinter jener Hecke hervorkommen. Und jetzt ...! Ja, jetzt kam vom Hintergrund der Dorfstrasse her ein Pferd angerast, allein, in gestrecktem Galopp, geradewegs auf sie zu.

«De Fabi chunnt!» riefen die Kinder, liessen sich aber in ihrem Streit um das Gampiross nicht im geringsten stören. Annelies hingegen drückte sich voller Angst in eine Türnische. Sie war zwar schon oft hoch zu Ross ausgeritten und sich wahnsinnig imposant vorgekommen — aber ganz heimisch hatte sie sich auf dem Pferderücken nie gefühlt. Der Fabi musste das merken, ganz gewiss, denn nun verfiel er in Trab, dann in Schritt und trottete alsbald gemächlich auf die schlotternde Annelies zu, um sie mit seinem feuchten Maul zu beschnuppern. Beinahe schien es, als lache er dabei ...

Nun kam einer der kleinen Lausbuben angerannt, klatschte gebieterisch in die Hände:

«Machsch, dass d'furt chunnsch, Fabi. Hü!!» Er streckte sich in seiner ganzen Höhe aus und gab dem Rosse eines auf den Hintern, worauf es gutwillig abtrabte.

«Er macht der nüt. Er wott nu go suufe am Brunne-n-unne!» tröstete der Kleine das grosse Mädchen. Wie konnte man sich vor dem Fabi fürchten! Und dabei so weiss werden vor Angst! Kein Wunder, dass bei diesem Anblick sogar ein Ross lachen musste!

Annelies wollte mit zitternden Knien weiterwandern und drehte sich von der Türnische weg. Da fiel ihr Blick auf ein weisses Schild, an welches sie sich gedrückt hatte: Dr. med. Paul Germann, prakt. Arzt, Sprechstunden 8—9 und 1—3 Uhr, Donnerstag ausgenommen. Die Türe ging auf. Annelies wusste nicht, tat sie das von selbst, oder hatte sie sich in erneutem Schreck darangelehnt. Der schwere Duft verblühender Blumen drang in vollen Schwaden ins Freie. Ein eigentümlicher Geruch — woher kannte sie den? Dann wusste sie es: so roch es in einem Hause, wo ein Toter aufgebahrt lag.

«Was wünschen Sie?» fragte eine rauhe Stimme im Hintergrund. Das Mädchen wusste nicht, gehörte sie einer Frau oder einem Manne an; Paul Germanns Stimme war es nicht.

«Wollten Sie zum Doktor?» wurde weiter gefragt, als Anneliesens gepresste Kehle keinen Laut von sich gab. Sie nickte bloss und schluckte.

«Er ist nicht mehr da.» Klang diese Stimme wirklich so traurig, erstickt in Tränen? Nun trat eine Frau näher, ganz schwarz gekleidet. Kalt fühlte Annelies ihr Blut vom Kopf zum Herzen rieseln. Kraftlos sank sie an die weissgetünchte Flurmauer. Er war tot! — Sie war zu spät gekommen!

Die raubbauzige Schwester Margrit nahm das wankende Mädchen kurzerhand in die Arme, rief den neugierig herbeigeeilten Knirpsen, welche offenen Mundes die seltsame Szene bestaunten, irgend etwas zu und trug Annelies in das Sprechzimmer ihres Vetters, wo sie sie auf ein von einem Frottiertuche bedecktes Ledersofa niederlegte. Sie öffnete ohne Umschweife die dunkelblaue Jacke, dann die geblümte Seidenbluse. Darunter gab es nichts mehr zu öffnen, weder ein Geständchen noch ein Korsett, und diese spinnwebfeine Wäsche hinderte wohl nicht am Atmen. Annelies liess alles mit sich geschehen. Ein einziger Gedanke hielt sie gefangen: sie wollte nicht mehr leben ohne ihn. An dem erstickenden Schmerze, der ihre Brust umklammert hielt, merkte sie, wie sehr ihr ganzes Leben von dem seinen abhing. Vor dem beissenden Geruche des Salmiakgeistes, der ihr vor die Nase gehalten wurde, wandte sie unwillig den Kopf weg. Der Blick ihrer halbgeöffneten Augen fiel auf ein währschaftes, starkgeformtes Gesicht, das Gesicht einer etwa fünfundvierzigjährigen Frau. Auf dem schwarzen Kleide trug sie das Abzeichen der Rotkreuzschwestern.

«Ich habe Sie wohl erschreckt mit meiner schwarzen Stattlichkeit, was, kleines Fräulein? — Ich war heute mittag an einer Beerdigung, darum diese Pracht. — Wollten Sie zu Dr. Germann?» fragte sie dann noch einmal, worauf Annelies nickte.

«Sie sind nicht von hier.»

«Nein, von Sonnenberg. Er war dort zehn Jahre lang ...»

«So. Von Sonnenberg. Ja, ja. Und da kommen Sie also hierher zum Doktor? Er muss wohl sehr beliebt gewesen sein in diesem Sonnenberg?»

Er muss gewesen sein ... Vergangenheit. Ihre Seele erstarrte, ihre Brust wurde kalt wie Stein, wie jenes Mal im Traum, als er weit, weit hinuntergesunken war.

«Dann müssen Sie eben warten, bis er heimkommt. Er hat heute die Sprechstunde etwas früher beendet, weil er einen Patienten nach Wald hinunterführen musste. Er wird erst gegen Abend heimkehren.»

Annelies erhob sich auf den Ellbogen und starrte die Schwester an.

«Er ist nicht tot?!»

Nun war das Erstaunen an Schwester Margrit.

«Tot? Wie sollte er auch!»

«Die vielen Blumen hier ... Es riecht so komisch ... Die Beerdigung ...»

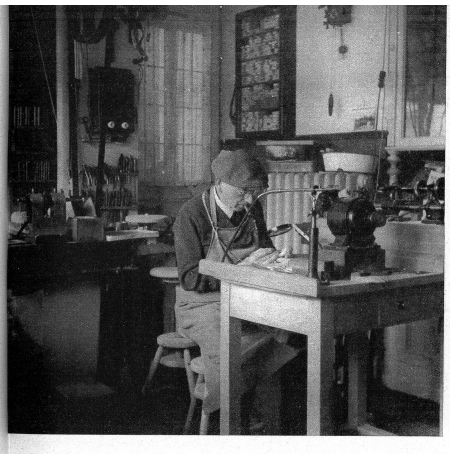
«Die Blumen gehören ihm, allerdings. Riechen tut es auch komisch, weil ich heute morgen keine Zeit mehr gefunden habe, ihnen frisches Wasser zu geben. Beerdigt wurde ein Patient meines Vetters. Das kann vorkommen, wir müssen alle einmal sterben. Da ist sogar der Arzt machtlos, und wenn er zehnmal Paul Germann heisst.»

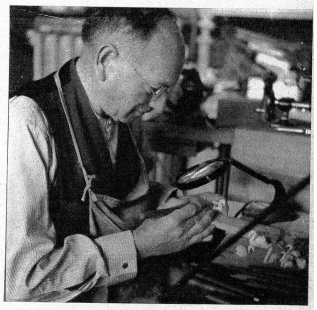
Da Annelies noch nicht lachen konnte, besorgte das die Schwester selbst.

«Woher sind denn die vielen Blumen?»

«Die hat er von dankbaren Patientinnen und solchen, die es werden wollen, erhalten während seiner Krankheit.»

(Fortsetzung folgt)





Oft für den Laien unvorstellbar feine Details müssen aus dem Elfenbein herausgearbeitet werden, was mittelst einer vielfach vergrössernden Lupe und feinsten Stahlwerkzeugen geschieht

Blick in die Werkstatt von Herr Merz, dem ältesten Elfenbeinschnitzer der Schweiz

KUNST AUS ELFENBEIN

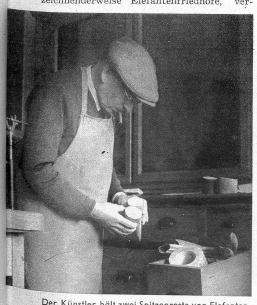
Im Berner Oberland ist da und dort noch die Elfenbeinschnitzerei beheimatet, und in Interlaken schafft noch der älteste Schnitzer der Schweiz seine wundervollen Motive aus dem kostbaren Material.

Das Schnitzen von Blumen, Tieren und sonstigen Gegenständen aller Art aus Elfenbein ist eine sehr alte Kunst, die über viele Jahrhunderte auf unbestimmte Anfänge zurückreicht. Vor allem die Chinesen und Japaner waren die ersten, und auch bis heute nicht übertroffenen Künstler dieser Art.

In unser Land eingeführt wurde die Elfenbeinschnitzerei Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland, wo dieses Gewerbe damals in hoher Blüte stand.

Während aber im Auslande feine Maschinen die Handarbeit des Schnitzers fast ersetzt haben, wird bei uns das Hauptgewicht immer noch auf die manuelle Betätigung gelegt, und die maschinelle Technik nur für die rohe Zurüstung des Materials benutzt. Dies ist auch einer der Gründe, weshalb diese Arbeit auf der ganzen Welt geschätzt und gesucht wird, denn das individuelle künstlerische Werk wird immer noch der seelenlosen Masseware vorgezogen.

Besonders interessant gestaltet sich die Beschaffung des Rohmaterials und der Import des heute so kostbaren Elfenbeins. Herr Merz, ein Künstler in seinem Fach, berichtet darüber, dass das Rohmaterial zum grössten Teil aus dem Belgischen Kongo stamme. Zum Schnitzen verwendet wird vor allem das Material des Walrosszahnes, der sich durch ein zartes Weiss auszeichnet, sowie auch der Elefantenzahn, der einen gelblichen Ton aufweist. Interessant ist die Tatsache, dass das Elfenbein beim Elefanten nur von verendeten Tieren gewonnen wird. Der Elefant hat die Eigenart, sich angesichts des nahenden Todes nach einem Sumpfe zu begeben, um dort zu sterben. Dies ist eine instinktmässige Vorsorge der Natur, deren tieferer Sinn nicht erklärt werden kann. Dagegen ist festgestellt worden, dass, wenn das Tier an einem trockenen Orte verenden, der Kadaver von Termiten innert kürzester Zeit vollständig aufgefressen würde. In diesen Sümpfen aber, man nennt sie bezeichnenderweise Elefantenfriedhöfe, versinkt das Tier langsam in den schützenden Boden. Die Tiere werden später hier ausgegraben und sind selbst nach Jahren noch sehr gut erhalten; und die durchschnittlich 70 Kilo schweren Elefantenzähne lassen sich mühelos vom knöchernen Körper abziehen.

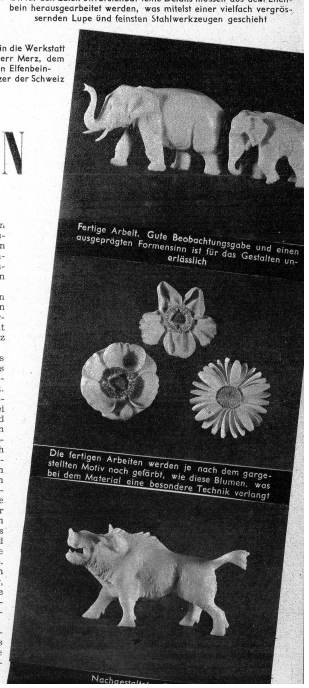


Der Künstler hält zwei Spitzenreste von Elefantenzähnen in der Hand, von welchem Material er Blumen und Tiere schnitzen wird. Mit dem kostbaren und auch raren Material muss sparsam umgegangen werden, kostet doch das Kilo Elfenbein heute ca. 100 Franken

Das Elfenbein kommt dann per Schiff an die grossen Weltauktionen nach Antwerpen und London, um dort versteigert zu werden. Durch konzessionierte Agenten erhält auch der Elfenbeinschnitzer in der Schweiz dieses kostbare Rohmaterial geliefert.

Das Schnitzen aus Elfenbein ist, wie das Schnitzen überhaupt, eine Kunst, zu der es ein ausgesprochenes Talent, gute Auffassungsgabe und viel Formensinn braucht. Die Verarbeitung des kostbaren Rohmaterials (Elfenbein kostet per Kilo heute bei 100 Franken) muss daher gut überlegt und sehr sparsam geschehen. Aus dem rohen Elfenbein wird zuerst die Form des späteren Gegenstandes gewonnen, um hernach mit einer besonderen Fräse in rohen Konturen weiterverarbeitet zu werden. Nach diesem Prozess ist die Form schon deutlich herausgearbeitet und wird nun mittelst einem Bohrer, wie ihn z. B. die Zahnärzte besitzen, in schwieriger Handarbeit unter einer vielfach vergrössernden Lupe bis in die kleinsten Details herausgemeisselt. Als letztes legt dann der Künstler noch Hand an und arbeitet oft unvorstellbar feine Formen mit speziellen Meisseln heraus. Besonders schön sind neben den anderen Gegenständen und Motiven aus der Natur, die hübschen Vasen, deren hauchdünne Elfenbeinwandungen im durchschimmernden Lichte die Verzierungen effektvoll hervortreten lassen.

Herr Merz, der älteste Elfenbeinschnitzer, dessen Vater der erste war, der dieses Gewerbe in der Schweiz betrieb, hat heute schon wieder Nachfragen aus allen Erdteilen für seine geschätzten Arbeiten.



Fertige Arbeit. Gute Beobachtungsgabe und einen ausgeprägten Formensinn ist für das Gestalten unerlässlich

Die fertigen Arbeiten werden je nach dem gargestellten Motiv noch gefärbt, wie diese Blumen, was bei dem Material eine besondere Technik verlangt

Nachgestellte